

Lang-weilige Bauforschung

Catharine Hof

Angesichts des stetig steigenden Zeitdrucks, unter dem die internationale Wissenschaftswelt steht, fordern Forscher – auch diejenigen der Archäologie – bereits seit geraumer Zeit für ihre Arbeit die Wiederentdeckung der Langsamkeit.¹ Ist dies aus Sicht der Bauforschung eine anachronistische Bestrebung nach verklärten guten alten Zeiten?

Strukturimmanente Langsamkeit: Recherchieren im analogen Zeitalter

Als Klaus Rheidt sich Ende der 1980er Jahre am Institut für Baugeschichte in Karlsruhe² bei Wulf Schirmer und unter der Projektleitung von Wolfgang Radt mit dem byzantinischen Pergamon befasste, arbeitete die Bauforschung noch weitgehend analog. Wer zu jenen Zeiten an seinen Plänen arbeitete, war leicht an den tuschebefleckten Händen zu erkennen und Literatur musste man sich noch im wahrsten Sinne des Wortes ‚zu Fuß‘ beschaffen.³ Als Besucher der Bibliothek steuerte Klaus Rheidt oft zielstrebig die enge, blaue Wendeltreppe an (Abb. 1), um hinabzuhuschen in den Keller zur Zeitschriftenabteilung. Seine wahre Passion galt dabei den Architekturzeitschriften des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, – nach wie vor ein wahrer Schatz für Bauforscher. Neben der genannten Wendeltreppe fand sich Klaus aber auch einem der damals wichtigsten Recherche-Instrumentarien der

Altertumswissenschaften gegenüber: Der Archäologischen Bibliographie des Deutschen Archäologischen Instituts (DAI), welche nur wenige Architekturfacultäten besaßen (Abb. 2). Kennen auch Sie dieses Werk noch? Dann werden Sie möglicherweise kurz erschauern. Der Grund dafür sei der jüngeren Generation der ‚Digital-Natives‘ im Folgenden beschrieben.

Die gedruckte Archäologische Bibliographie war bis zum Erscheinen des letzten Jahrgangs 1994 der Gral der Literatursammlung des nahezu aktuellen Forschungsstandes im Schwerpunktbereich Klassische Archäologie.⁴ Das Wissen um seine Existenz oder gar um den Umgang mit dieser Schatztruhe wurde meist gut gehütet und nicht etwa leichtfertig an Unwissende preisgegeben.⁵ Es gehörte zu den Initiationsriten, die man als junger Bauforscher durchzustehen hatte, zu beweisen, dass man auch unselbstständige Literatur finden konnte, denn nur dann galt ein Autor in der Altertumskunde bezüglich der Literaturarbeit als angekommen.

Dabei war es aus heutiger Sicht nicht nur meistens umständlich und zeitraubend,⁶ sondern gerade für den Bauforscher nicht selten auch frustrierend, in dem mehrere Regalmeter einnehmenden Sammelwerk zu recherchieren. Nichtsdestotrotz war die Archäologische Bibliographie nun einmal die Königin der Literaturverzeichnisse und auch ein Bauforscher des antiken Anatoliens kam an diesem Instrumentarium kaum vorbei.⁷ Die umständliche Handhabung des Werkes lag zum einen da-

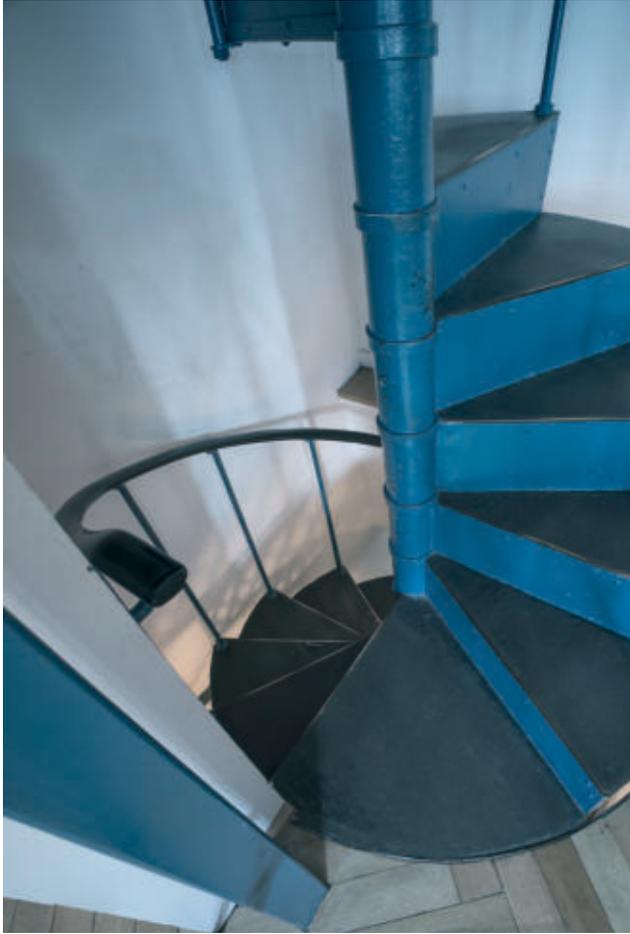


Abb. 1 Bibliothek des Fachgebiets Bau- und Architekturgeschichte, Karlsruher Institut für Technologie (ehemals Institut für Baugeschichte, Technischen Universität Karlsruhe). Wendeltreppe hinab zur Zeitschriftenabteilung und hinauf unter anderem zur Reihe „Altertümer von Pergamon“

ran, dass die jährlich erscheinenden Bände inkrementell stets nur den Zuwachs an Publikationen des zurückliegenden Jahres erfassten. Wenn man sich also ein neues Feld erarbeitete, waren tunlichst alle Bände der Bibliographie (am Ende seiner Herausgabe immerhin 81 Jahrgänge) durchzuarbeiten. Zum anderen musste man sich meist durch zwei Rubriken der Indizierung (Titel und/oder Autor) durcharbeiten. Intuition war gefragt, denn wer in diesen Rubriken suchte, musste bereits eine gewisse Vorahnung zur gesuchten Literatur haben (z.B. dass ein bestimmter Fachkollege eine Arbeit abgeschlossen haben könnte). Um freier stöbern zu können, bot sich ergänzend zu den alphabetischen Einträgen die sogenannte Systematische Gliederung an.⁸ Diese lernte der wiederkehrende Nutzer am besten auswendig, denn sein Aufbau folgte Gesetzen, die sich nicht jedem Nutzer

unbedingt logisch erschließen. Die Baumstruktur der systematischen Gliederung sowie die vorgefilterte Titelerfassung der Bibliographie, war insbesondere für die Bauforschung nicht selten eher unbefriedigend.⁹ Zur Veranschaulichung des Monierten sei das Recherchieren nach drei Titeln aus dem eingangs genannten frühen Forschungsfeld von Klaus Rheidt nachgestellt.¹⁰

Gesucht wird in unserem Fall also insbesondere unselbstständige Literatur zur Architektur und Städtebau im westlichen Kleinasien in spätromischer und mittelalterlicher Zeit. Beispielhaft sei hier die Recherche im Jahrgang 1982 der Archäologischen Bibliographie beschrieben.

In der systematischen Gliederung dieses Bandes findet man unter dem Stichwort „Architektur“ insgesamt 424 Einträge. Die Volltitel werden in diesem Bereich nicht genannt, sondern nur querverweisende Titelnummern, anhand derer man im Titelverzeichnis einzeln nachschlagen muss. Die Suche ähnelt damit einer Art Glücksspiel, so dass man in der Regel nur die vielversprechendsten Unterkategorien durchforsten würde. Auf unser Beispiel bezogen, wären das unter der angebotenen Gliederung wohl am ehesten die Begriffe „Städte, Stadtanlagen und Urbanistik“, mit insgesamt 29 Treffern (Titelnummern). Leider führt in diesem Falle keiner davon zu einem passenden Artikel. Wer an dieser Stelle jedoch nicht aufgibt, sondern beharrlich weitersucht, würde irgendwann unter den Stichworten „Bäder“ und „Hallen“ fündig werden: Dort verweist jeweils die Titelnummer 3973 auf den Aufsatz:

W. Radt, Pergamon. Vorbericht über die Kampagne 1981, AA 1982, 521–561.¹¹

Sicherlich waren den Mitarbeitern der Pergamon-Grabung auch ohne Archäologische Bibliographie die Veröffentlichungen ihres Grabungsleiters Wolfgang Radt bekannt. Die Konsultation der systematischen Gliederung stellt also in unserem nachgestellten Fall eine grandiose Zeitverschwendung dar. Deswegen könnte vielleicht der intuitive Blick in das Autorenverzeichnis schneller zum Erfolg führen. Neben Wolfgang Radt wäre Wolfgang Müller-Wiener sicherlich ein Autor, dessen Titeleinträge ein Bauforscher im angegebenen Jahrgang prüfen würde.¹² Von Müller-Wiener finden wir darin zwei Titel. Einer davon könnte von Interesse sein, selbst wenn möglicherweise nur peripher:

W. Müller-Wiener, Byzanz und die angrenzenden Kulturkreise, in: 16. Internationaler Byzantinisten-Kongress, JbÖByz 31/2, 1981, 575–609.¹³

Trotz weiterer intensiver Suche erschöpft sich damit schließlich die Ausbeute des Jahrgangsbandes 1982. Fast tragisch hierbei ist, dass ein besonders wichtiger Titel über diese Bibliographie überhaupt nicht ermittelbar ist: Vergebens sucht man nämlich den an den Aufsatz von Müller-Wiener anschließenden Folgebeitrag im gleichen Heft(!) des Jahrbuchs der Österreichischen Byzantinistik:

C. Bouras, City and Village. Urban Design and Architecture, in: 16. Internationalen Byzantinisten-Kongress, JbÖByz 31/2, 1981, 611–654.

Ausgerechnet dieser Titel, der unser nachgestelltes Interessensgebiet im Kern trifft, ist hier nicht aufgeführt – Klaus Rheidt ist wohl auf anderen Wegen auf ihn gestoßen. Mancher wird einwenden, die Archäologische Bibliographie habe eben ihren Schwerpunkt in der griechisch-römischen Antike. Der Kenner war sich jedenfalls der Begrenzung des Themenfelds bewusst und konsultierte grundsätzlich noch weitere Fach-Bibliographien.¹⁴ Dennoch erscheint die Titelaufnahme der Archäologischen Bibliographie stellenweise recht beliebig (warum Müller-Wiener und nicht auch Bouras?) und selbst nach langer, zeitkonsumierender Recherche konnte man sich nie sicher sein, eine nach objektiven Auswahlkriterien halbwegs umfassende Literaturliste gefunden zu haben.

Zum Glück sind heute die Zeiten vorüber, in denen mühselig in gedruckten Bibliografien nach vorsortierter Literatur intensiv geblättert werden musste. Dabei gab es zunächst nicht wenige Forscher, die – erst einmal Zuhause in jener Arbeitsweise und an sie gewöhnt – die Druckausgabe nicht mehr missen wollten. Der Verlust der Kenntnis dieses so grundlegenden wissenschaftlichen Handwerkszeugs wurde bei der Einführung der digitalen Version der Archäologischen Bibliographie befürchtet. Sicher nicht aus Zufall vergab der Verlag dem Zwietracht stiftenden ‚Teufelszeug‘ denn auch den Namen ‚Dyabola‘.¹⁵ Plötzlich war es geradezu jedem Ungeübtem und Unsortiertem möglich,¹⁶ elektronisch über den Gesamtbestand (von 1956 bis zum jeweils aktuellen Datum) zu recherchieren, denn die nun immer noch jährlich erscheinende Bibliographie deckte in der elektronischen Form stets den vollen erfassten Bestand ab. Aus der „Systematischen Gliederung“ der Druckversion wurde der feiner verzweigte Thesaurus.¹⁷

Jedoch sei der gutgläubige Nutzer gewarnt: Da alle elektronischen Nachfolger (Dyabola sowie Zenon/iDAI) in der retrospektiven Bestandserfassung nur den Umfang der gedruckten Bibliografie widerspiegeln, fehlt bis heute in ihnen ebenfalls der oben erwähnte Beitrag



Abb. 2 Bibliothek des Fachgebiets Bau- und Architekturgeschichte, Karlsruher Institut für Technologie (ehemals Institut für Baugeschichte, Technischen Universität Karlsruhe), auf dem zweiten und dritten Regalboden von oben (schwarze und blassrote Buchrücken) erstreckt sich die „Archäologische Bibliographie“

von C. Bouras 1981 (und natürlich viele andere aus der thematischen Randzone). So gilt es auch heute noch, dass tunlichst mehrere Kataloge parallel konsultiert werden sollten.¹⁸

Die Verbannung aus dem Elfenbeinturm und Effizienz auf dem Weg zur Erkenntnis

Die Situation der Bauforschung in Deutschland war in den späten Dekaden des letzten Jahrhunderts, trotz der aus heutiger Sicht empfundenen Mühsal der analogen Arbeit, immer noch relativ rosig. Die Forschung hatte es sich in diesem Wohlsein zuweilen im gescholtenen Elfenbeinturm zu häuslich eingerichtet und übersah dabei in den Augen mancher Kritiker ihre Verpflichtung, mit öffentlichen Geldern effizient umzugehen. Wie aber

ist Effizienz in der Wissenschaft zu bemessen? Und darf diese überhaupt verlangt werden?

Noch weitgehend außerhalb der Wirtschaftlichkeitsprüfung gab es, und gibt es heute noch, in der bauforscherischen und archäologischen Grundlagenforschung den methodischen Ansatz, der vor der analytischen Arbeit eine allumfassende und objektive Dokumentation und Materialaufnahme verlangt. Keine geringeren als Robert Koldewey und Walter Andrae hatten, in Reaktion auf übliche Grabungspraktiken ihrer Zeit, diesen Ansatz vehement verfolgt. Eine nicht-wertende Bestandserfassung sollte in der späteren Weiterentwicklung dieses Ansatzes dann auch ohne eine den Blick trübende Fragestellung erfolgen.¹⁹ Dies kann an komplexen Fundorten freilich zu kostspieligen Materialsammlungen führen, deren Auswertung allein schon aufgrund der schiereren Menge schwer fällt, weshalb die Forschungsergebnisse wenn überhaupt, dann oft erst nach Jahrzehnten, publiziert werden. In solchen Fällen, in denen sich die Empirie (im analogen Zeitalter noch in der beschwerlichen Arbeitstechnik begründet) zum Selbstzweck mausert, kann kaum bestritten werden, dass der gesellschaftliche Auftrag an die Forschung ineffizient erledigt wird – erst recht im digitalen Zeitalter, in dem wir keinesfalls weniger immun sind gegen solche Irrwege.

Einer, der zielloses Sammeln bereits vor einem halben Jahrhundert auf heftigste kritisierte, war der britische Archäologe Sir Mortimer Wheeler (1890–1976). Seine Angriffe gegen unproduktive Forschung kannten weder Gnade noch Nächstenliebe.²⁰ In Deutschland fochten derartige angelsächsische Bestrebungen zur Turbo-Archäologie jedoch die wenigsten an. Zu stark galt: Gut Ding will Weile haben und Ergebnisse wurden nicht vorschnell dahin geworfen, da sie womöglich morgen falsch, überholt oder auch nur ergänzungsbedürftig sein konnten. Und so war und ist es nach wie vor sicherer, erst einmal abzuwarten.

Aber auch in Deutschland formierte sich mit der Zeit Kritik, insbesondere an Fachbereiche, die im Spannungsfeld zwischen Geisteswissenschaften und Natur- beziehungsweise Ingenieurwissenschaften beheimatet sind. Die Muße, die einem Historiker als Notwendigkeit seiner Arbeit nach wie vor gewährt werden konnte, wurde dem Forscher, der die Geschichte von Ingenieurdisziplinen untersuchte, von den Kollegen des eigenen Fachbereichs abgesprochen. An den Architekturfakultäten wurden die entrückten Wissenschaftler, die in der Bauforschung arbeiteten, mit Argwohn beobachtet und zu den Zeiten, als Klaus Rheidt an der TU-Karlsruhe seiner Disserta-

tionsarbeit nachging, war die Skepsis besonders groß. Entwurfsprofessoren hielten den rückwärts gewandten Blick der Baugeschichte und Bauforschung für Architekten für geradezu schädlich und die Kunstgeschichte der Technischen Universität hielt sich für polypotent genug, um die Baugeschichte in Lehre und Forschung en passant mit abzudecken.²¹

Auf diese nicht abreißende Entwicklung auch an anderen deutschen Universitäten reagierend, verfasste Ulrike Wulf-Rheidt 2002 einen Zustandsbericht der Bauforschung, insbesondere zur Stellung des Fachs innerhalb der Architekturfakultäten selbst.²² Sie weist uns dort auf die teils selbst verschuldete Situation der Isolierung hin, und fordert, dass die Bauforschung aus dem wissenschaftlichen Elfenbeinturm heraustreten solle, um selbstbewusst und publikumswirksam ihre Arbeit gegenüber den Nachbarfächern zu präsentieren.²³ Sie und ihr Mann Klaus Rheidt, haben sich in diesem Sinn unermüdlich und erfolgreich für unsere Disziplin eingesetzt. Und heute, gut 16 Jahre später, ist der Bauforschung dieser Schritt in weiten Stücken gelungen. Das liegt natürlich nicht allein an der Werbung für das Fach innerhalb der Fakultäten, sondern vor allem an der Vermittlung der Inhalte der Bauforschung auch an ein viel breiteres Publikum.

Das heißt nicht, dass wir uns jetzt zurücklehnen können, denn diese Erfolge sind schnell-flüchtig und die Anstrengungen müssen weiter gehen. Allerdings wäre aufgrund bedenklicher Entwicklungen in der Forschung in Deutschland ein Durchatmen und Innehalten, zumindest aber eine Entschleunigung, heute dringend notwendig. Die eingangs erwähnte Wiederentdeckung der Langsamkeit ist m. E. auch für unser Fach geboten, da die Energien, die für die Außenwirksamkeit der Forschung aufgebracht werden müssen, zunehmend wachsen, und diese aufgrund beschränkter Ressourcen auf Kosten der ‚Innenwirksamkeit‘ gehen. Bereits heute besteht die Gefahr, dass die eigentliche Forschung im Karussell der Wissenschaftsdarbietung der Fliehkraft zum Opfer fällt.

Zeitgewinn und neue ‚Forschungsprodukte‘ durch neue Methoden – Beispiel Structure From Motion

Aber zunächst wieder zurück zum Zeitgewinn durch neue digitale Methoden. Natürlich ist im Zuge der Computerisierung unsere Arbeit auch in anderen Feldern als nur im Umgang mit Literatur flexibler und schneller ge-

worden. Nur angerissen seien hier die bereits seit Jahren üblichen Arbeitsmittel wie Befund-Datenbanken, CAD, GIS und Laserscanning. Relativ neu, im Sinne von bezahl- und handhabbar, ist die digitale Mehrbildphotogrammetrie (auch Structure From Motion bzw. SFM), weshalb deren aktuelle Wirkungsweise auf unser Arbeitsfeld hier angerissen werden soll.

Die Mehrbildphotogrammetrie ist ein fantastisches und heute kostengünstiges Mittel der Dokumentation. Der Zeitaufwand lässt sich damit gegenüber traditionellen Verfahren erheblich reduzieren: Erinnert sei nur an die früher notwendigen Baugerüste zur steingerechten Erfassung hoch anstehenden Mauerwerks, oder die Schwierigkeiten bei der Dokumentation von Gewölben, selbst mit reflektorlosem Tachymeter. Manche in meinem Umfeld sehen in der SFM-Technik sogar die mögliche Erfüllung des Traums: Geräte und Software-gestützte Technik übernimmt die Bauaufnahme. Dem möglicherweise auch der Wunsch zugrunde liegt, ohne teure Architekten bei der Dokumentation von Baubefunden auszukommen. Es ist dies die Neuauflage der Hoffnung, die vor wenigen Jahren noch dem Laserscanning galt.

Eine noch nie da gewesene Massen-Schulung am DAI sollte in den vergangenen Jahren (Stand 2018) denn auch die vielgepriesene Methode in die Projekte tragen.²⁴ Zu befürchten ist aber heute, dass diese Schulung eher Skepsis säte: Zum einen konnte die Alltagstauglichkeit für die archäologische und bauforscherische Feldarbeit durch die Art der Schulung keineswegs demonstriert werden. Zum anderen ist aus meiner Sicht der vermittelte Zweck der Methode befremdlich: So wurden die 3D-Punktwolke, der animierte Flug durch das fototexturierte Maschenmodell sowie ein Kunststoffmodell des Objekts aus dem 3D-Drucker als gewinnbringende Erträge der Methode präsentiert.

SFM aber ist Bauaufnahme-Hilfsmittel, nicht deren Ergebnis. Wichtig wäre beispielsweise gewesen, Orthofotos an überlegt gesetzten Ebenen zu generieren, um anhand dieser am Bauwerk selbst relevante Beobachtungen festzuhalten. Die gewissenhafte Umsetzung der Messdaten in eine durchdachte, auch für andere lesbare maßstäbliche Zeichnung bleibt immer noch elementar. Es ist eben genau dieser Prozess der Übertragung von Rohdaten in ein verständliches Format, der zu neuen Erkenntnissen verhilft. Die Foto-Dokumentation, heute insbesondere in Form von SFM, verdrängt allerdings teilweise bereits das Zeichnen, statt ihr als Grundlage zu dienen. Wenn wir uns nicht die Zeit nehmen, hinzuschauen und interpretierende Zeichnungen zu erarbeiten,

gerne auf Grundlage der überaus hilfreichen Orthofotos, wird die Bauforschung selber auf der Strecke bleiben.

Ein Teil der Schulung galt darüber hinaus dem Umgang mit Drohnen.²⁵ Als Tandem-Arbeitstechnik zu SFM wird sich absehbar der Einsatz von Drohnen weiter entwickeln, auch wenn ihr Gebrauch in vielen Ländern zunehmend stark reglementiert wird. Aber auch hier hob die Schulung seltsamerweise einen Einsatzbereich hervor, der stutzig werden lässt: Die „Doku der Doku“ oder das Wissenschafts-Selfie. Dieses wird merklich immer wichtiger: Bloß nicht vom Einsatzort abfahren, ohne Material für unsere Außenwirkungs-Medien wie der Homepage eingefangen zu haben. Unbestritten, wer dies heute nicht als wichtig erkennt und bedient, pokert hoch. Ob das Gruppenbild bodenständig per Hand oder aeronautisch per Drone aufgenommen sein muss, dürfte dabei jedoch zweitrangig sein.

Trotz jener knappen Einführung in die Arbeitstechniken mit Drohnen und SFM, die nur bestimmte und dem Zeitgeist entsprechende Pfade aufzeigte, ist das Potenzial der Mehrbildphotogrammetrie für die Bauforschung überaus groß. Das Einsatzfeld, sowie dessen Grenzen muss sich unser Fach allerdings selbst erarbeiten.

Kalte Progression bzw. negativer Zeitgewinn im Lichte von Publish or Perish

Ob Vermessungstechnik oder Literaturrecherche, die Methodik hat sich während der aktiven Zeit von Klaus Rheidt in Karlsruhe stark weiterentwickelt und die Zeitersparnis, die wir durch diese Entwicklung gewonnen haben, ist enorm.

Gleichzeitig aber erleben wir zunehmend, wie die gewonnene Zeit durch eine Art ‚kalte Progression‘ der zunehmenden Zeitverknappung für wissenschaftlichen Arbeiten mehr als aufgefressen wird. Das Ankämpfen gegen die oben angesprochene (und ja auch nicht omnipräsenten) ‚Ineffizienz‘ hat nicht nur ihr Ziel, nämlich die Bekämpfung fruchtloser Forschung, getroffen, sondern ist inzwischen deutlich über dieses Ziel hinaus geschossen. Die Durchrationalisierung der Forschung, durch immer kürzere Projektlaufzeiten bzw. Zersplitterung von Forschungsaufgaben in immer kleinere Teilbereiche, sowie atemberaubend straffe Befristungszeiten für Mitarbeiterstellen bei gleichzeitig steigendem administrativem Aufwand für Projektleiter, lässt Grundlagenforschung kaum noch zu.

Aus einer Mischung von Zeitknappheit und dadurch mitbedingter fehlender Erfahrung im Umgang mit grundlegenden Arbeitsinstrumentarien wird heutzutage kaum noch in Literaturdatenbanken recherchiert, selbst wenn diese online frei verfügbar sind, wie beim iDai/Zenon oder dem Karlsruher Virtuellen Katalog. Heute wird gegoogelt, Punkt. Was sich dort nicht finden lässt, bleibt zunehmend verborgen. Und auf Buchseiten, die in der Google-Books Ausgabe nicht angezeigt werden (und das sind meist die gehaltvollen!), wird verzichtet. Wenn aber eben die Zeit, die eine Fernleihe benötigt, bereits der Hälfte der Arbeitslaufzeit entspricht, dann kann es vermeintlich eben nur Google richten.

Am Ende der heute meist nur noch in Monate zu beziffernden Beschäftigungslaufzeiten drängen in entsprechend kürzer werdenden Abständen auch die Rechenschaftsberichte an die Drittmittelgeber. Diese müssen natürlich die Highlights, vorzugsweise Sensationen, hervorheben. Der Erfolgs- und Rechtfertigungsdruck und die Frage, wie wir als ohnehin schon ‚Elite‘ innerhalb von ‚Exzellenz‘-Clustern beim nächsten Antrag die bereits erreichten Superlative noch steigern können, bestimmen die Inhalte unserer Arbeit inzwischen mehr, als die Beschäftigung etwa mit den oben erwähnten hervorragenden und sehr faszinierenden neuen Methoden. Arbeitsberichte und weitere, für die Außendarstellung des Projekts so dringend nötige feuilletonistische Texte für Webseiten, Newsletter, Ausstellungstafeln, Projektbroschüren, Faltblätter u. a. m. bleiben naturgemäß weitgehend frei vom Ballast des Nachweises und des Diskurses. Zusätzlich wird die Wissenschaft zu noch schnelleren Medien hingedrängt, die unter dem irreleitenden Begriff ‚social‘ zusammengefasst werden.²⁶

Diese Vorabpräsentationen bilden dann allerdings auch die kaum noch vertiefbare Basis für die abschließende Publikation, so dafür überhaupt noch die Energie aufgebracht werden kann. Ganz unserem Aufbruch zu neuen publikumswirksamen Ufern entsprechend, werden heute selbst die Forschungsergebnisse in schnelle Formate gepackt wie hauseigene e-Journals. Die klassische Abschlusspublikation fällt dann dem beginnenden neuen Projekt zum Opfer. Dabei geht es schon gar nicht mehr darum, ‚langweilige‘ Plansätze, Raum- und Bauteilbücher, Kataloge und Typologien in Gänze zu erarbeiten und verfügbar zu machen.²⁷ Es sieht so aus, dass unsere ergebnisorientierte Forschung inzwischen innerhalb der knappen Zeit kaum noch ihre entschlackten Kernresultate adäquat, das heißt wissenschaftlich fundiert, vorlegen

kann. Ein dezidiertes Qualitätsproblem von Forschung – jenseits der differenziert zu betrachtenden sogenannten Replikationskrise vornehmlich der Medizin- und Naturwissenschaften – ist auch bei den Ingenieur- und Geisteswissenschaften angekommen und wird offen diskutiert.²⁸

‚Kumulativ‘ heißt heute das letzte Zauberwort für Qualifikationsarbeiten, weil hin und wieder eine Platzierung in einer Publikation gelingt, die durch *peer-reviewing* die Einhaltung wissenschaftlicher Standards bescheinigt. *Peer-reviewing* ist heute für Herausgeber allgemein ein Muss, um nicht in den Verdacht der momentan vieldiskutierten *fake-science* zu geraten.²⁹ Im Zuge dessen belastet die Gutachtertätigkeit allerdings immer mehr die mit diesen Zusatzaufgaben eingedeckten gestandenen Wissenschaftler und das System gerät damit zunehmend an seine Grenzen.³⁰ Bedenklich, aber aus meiner Erfahrungswelt durchaus nicht ungewöhnlich ist es etwa, wenn ein Gutachter aus guten Gründen eine inhaltlich zu wenig gehaltvolle Arbeit für eine Tagung oder ein Journal nicht zur Annahme empfiehlt, die Veranstalter die Arbeit aber dennoch durchwinken, offenkundig um zahlende Klientel zu gewinnen. Die Gewinnmargen bei der Vermarktung vollständig öffentlich geförderter Forschung können durchaus traumhaft hoch sein,³¹ insbesondere dann, wenn der Autor auch noch die bereits fertig gelayoutete Druckvorlage liefern muss (die anschließend nur noch in der PDF-Datei mit Seitenzahlen versehen wird). Diese Gangarten sind durchaus auch im Präsentationsfeld der Bauforschung angekommen.

Die Grauzone zwischen zweifelsfrei seriösen Wissenschaftsveranstaltern bzw. Verlagen und eindeutig betrügerischen fake-Organisationen ist dabei durchaus breit und die meisten Schafe sind weder rein weiß noch tief schwarz.³² Und der Druck auch auf etablierte Veranstalter muss nach meiner Erfahrung in jüngerer Zeit offenbar groß sein, die *publish-or-perish* Welle möglichst gewinnbringend mit abzurufen.

Ist eine wissenschaftliche Arbeit glücklich verfasst und gedruckt, so streben heute die meisten Autoren und Institutionen an, diese Leistungen auch online stellen, um von der googelnden Community (das Recherche-Problem besteht ja auch reflexiv), nun auch selbst gefunden zu werden.³³ Die offene Bereitstellung der Arbeiten online ist durchaus die konsequent richtige Entwicklung innerhalb einer öffentlich geförderten Wissenschaft. Dies kollidiert allerdings derzeit vehement mit der traditionellen Publikation in Printmedien, die sich von den Autoren eine 2- bis 3-jährige Online-Abstinenz vertraglich zusichern lassen.

Aufgrund der negativen Zeitbilanz durch die beschriebene ‚kalten Progression‘, sowohl auf Seiten der Gutachter, als auch auf Seiten der Begutachteten, wird es heutzutage immer schwieriger, Forschungsarbeiten zu einem Ende zu führen und angemessen zu publizieren. Die Grenze zwischen Effizienz und Hast, von der Forschungsmittelakquise bis hin zur Herausgabe der Ergebnisse, ist meiner Erfahrung nach längst überschritten. Besonders drastisch sichtbar wird dies im Bereich der Dissertationen, wo selbst die Möglichkeit zur kumulativen Arbeit vielfach eine zu große Hürde darstellt.³⁴

Lang-weilige Grundlagenforschung versus schnell-konsumierbares e-Stuff – die richtige Mischung macht’s!

Es stellt sich die Frage: Können oder sollen wir überhaupt entschleunigen? Und wenn ja, wie soll das gehen, wenn im Zeitalter von *publish-or-perish* nur noch stakatoartig Dargebotenes möglich erscheint?

Zum einen gibt es als Gegenmaßnahme zu sündhaft überteuerten Konferenzen/Journale (egal ob *serious* oder *fake*) durchaus bewährte Mittel der Publikation. Eine davon ist etwa die Herausgabe von themenbezogenen Workshops und kompilierter Werke laufender Forschungsprojekte. Klaus Rheidt hat eine ganze Reihe solcher Bände bearbeitet und zeigt sehr gut, wie es gehen kann.³⁵ Er gibt damit seinen Schülern die Möglichkeit, auch bei ihren ersten Gehversuchen, gut betreute wissenschaftliche Arbeit in seriöser Weise vorzustellen.

Auch den Herausgebern der vorliegenden Schrift, Alexandra Druzynski, Peter Schneider und Anke Wunderwald ist zu danken, dass sie trotz unsicherer Aussichten

in Hinblick auf ihre persönliche Position zum Zeitpunkt der Drucklegung dieser Arbeit, dennoch die ehrwürdige Tradition fortschreiben, ihren Mentor zu ehren und uns als Autoren ein solides Publikationsmedium bereitstellen.

Lassen wir nicht allein unsere Intuition (die auf Erfahrung basiert und schnelle Entscheidungen ermöglicht), komplett alles wissenschaftliche Handeln übernehmen, sondern trauen wir uns wieder, den Forschungsfragen eine angemessen lange Weile zu deren Entschlüsselung einzuräumen! Vorbildlich in diesem Sinn ist gewiss die Dissertationsschrift des Jubilars. Sie stellt auch heute noch ein zeitloses Grundlagenwerk par Excellence dar. Heutige Forschung zehrt von solchen Grundlagenarbeiten, sollte sie aber in Hinblick auf die Zukunftsfähigkeit unseres eigenen Fachs entsprechend des fortschreitenden Forschungsstandes auch selbst produzieren! Erst wer sich entsprechend tief in eine Forschungsfrage hat begeben müssen, wird dem nächsten Projekt auch durch Intuition schneller, aber deshalb nicht flacher, begegnen können.

Es gilt eine neue Balance zu finden zwischen dem durch technischen Fortschritt erzielten Zeitgewinn abzüglich der notwendigen Zeit für Eigenwerbung und der Dauer, die eben zwingend aufgebracht werden muss, um fundierte Forschung angemessen zu betreiben und abzuschließen. Wir müssen selbstbewusst „mehr Muße für die Wissenschaft“³⁶ einfordern und diese auch Dissertationsvorhaben von heute entsprechend gewähren. Es gehört eben zur höheren Kunst unseres Metiers, das ‚Langweilige‘ und Unscheinbare unserer Arbeit über das Reproduzierbare hinaus so aufzubereiten, dass es beim Lesen anschaulich nachvollziehbar wird und den Leser zum Verweilen im Thema animiert. In ihrer Relevanz schließlich wird unsere Arbeit dadurch zeitlos beständig, also wahrhaft lang-weilig.